



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Nikolaus Lenau.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## N i k o l a u s L e n a u.

So eben ist der dichterische Nachlaß des Unglücklichen durch seinen Freund Anastasius Grün herausgegeben; er enthält den Don Juan und eine Reihe kleinerer Gedichte. Der erste ist nach der Methode gearbeitet, wie die frühern episch-lyrischen Versuche Lenau's: es sind zerstreute Scenen, die unter sich keinen weitern Zusammenhang haben, als den gemeinsamen Gegenstand, und die man nach Belieben durch einander mischen könnte. Von einer innern Entwicklung des Helden ist keine Rede; es ist auch schwer zu sagen, was man sich eigentlich für eine andere Entwicklung bei einem Bonwivant, „dem jede Schürze recht ist“, und der die Blonden eben so liebt wie die Braunen, die Sentimentalen eben so wie die Coquetten, die belesenen Blaustrümpfe eben so wie die idyllischen Naturgänschen, denken sollte, als die der allmäligen Erschlaffung und Blasirtheit. Berthold Auerbach hat mit dem Dichter über den passenden Schluß disputirt. Nach Lenau's erster Absicht sollte Don Juan zuletzt an einem unverthilgbaren Frieren und Frösteln sterben. Auerbach hielt ihm entgegen, „daß das ein wesentlich pathologischer Schluß sei, vielmehr müßte Don Juan ethisch an der Erkenntniß und Erfahrung untergehen, daß er, der Alles genießen zu können glaubte, wahre Frauenliebe nie genossen habe, da dies in höchster Beglückung nur Dem würde, der als Individuum wieder ein anderes ganz sein nenne und wisse.“ Das ist zwar ganz rationell, aber ich bezweifle, ob ein Don Juan, in dessen Natur es liegt, in der Liebe Nichts weiter zu sehen, als die Leidenschaft, jemals zu dieser Erfahrung kommen kann. Von der Intensivität der Leidenschaft hat er bei seinen vielfachen Versuchen den reichsten Genuß gehabt, und der sittliche Theil der Liebe, das auf gegenseitiger Achtung beruhende Vertrauen und die daraus entspringende ruhige Sicherheit, ist seinem aristokratischen Hochmuth, der sich über die gewöhnlichen Menschen erheben will, zuwider. Es kommt bei einem Blasirten zwar vor, daß er zuletzt bei seinen vielfältigen poetischen Empfindungen, auf denen er zu spielen versteht, wie der Virtuose auf seinem Clavier, sich auch einmal in die Begeisterung für die Tugend hineinschwindelt und nach dem Glück einer stillen,

befcheidenen Güte begehrt, aber das geht entweder mit in der Reihe seiner sonstigen Einfälle, oder es verliert sich in unfruchtbare Müdigkeit. Der pathologische Schluß, den Lenau vorgezogen hat, ist, wenn man überhaupt diesen leidigen Gegenstand tragisch behandeln will, entschieden der richtige. Wenn in der Oper Don Juan vom Teufel geholt wird, so ist das im Grunde das Nämliche, wie jenes Frösteln, oder wie der Schluß der gegenwärtigen Ausgabe, daß sich nämlich Don Juan von einem Feind erstechen läßt, weil ihm das Leben langweilig ist. — Wir können kaum hoffen, daß dieser Versuch, in dem sich übrigens einige sehr feine Empfindungen vorfinden, der letzte sein wird, der sich auf dieses dem Anschein nach sehr tragische, eigentlich aber höchst langweilige Problem basset.

In den lyrischen Gedichten sind nur wenige von poetischem Werth, namentlich der „Blick in den Strom“, das ich hier anführe, weil es das letzte ist, das Lenau gedichtet hat, als er schon mit dem Wahnsinn kämpfte, und zugleich eins seiner schönsten.

Sah'st Du ein Glück vorübergehn,  
 Das nie sich wiederfindet,  
 Ist's gut, in einen Strom zu sehn,  
 Wo Alles wogt und schwindet.  
 O starre nur hinein, hinein,  
 Du wirst es leichter missen,  
 Was Dir, und sollt's Dein Liebstes sein,  
 Vom Herzen ward gerissen.  
 Blick' unverwandt hinab zum Fluß,  
 Bis Deine Thränen fallen,  
 Und sieh durch ihren warmen Guß,  
 Die Fluth hinunter wallen.  
 Hinträumend wird Vergessenheit  
 Des Herzens Wunde schließen;  
 Die Seele sieht mit ihrem Leid  
 Sich selbst vorüberfließen.

Der Grundgedanke dieses Gedichts ist der Leitton durch alle Poesien Lenau's, der finstere Schatten der allgemeinen Vergänglichkeit und Nichtigkeit, der sich über alle Freuden dieses Lebens breitet und sie verkümmert. — In einem andern Sonett aus derselben Zeit wird dieser Gedanke noch schärfer in dem Bewußtsein von dem allmäligen Schwinden der eigenen Kräfte ausgesprochen, und es macht einen unbefchreiblich rührenden Eindruck, wenn man die unglückliche Wirklichkeit dazu nimmt. — In den übrigen Gedichten spricht sich wieder jener schrankenlose Zorn gegen das Schlechte aus, der, durch das geheime Gefühl der eignen Ohnmacht gedrängt, zu den wildesten und formlosesten Bildern greift, die dadurch noch verworrener werden, daß sie in der Regel als religiöse Inbrunst erscheinen und sich doch gegen jede bekannte Gestalt der Religion richten. Diese Unbestimmtheit in seinem Verhältniß zum Christenthum brachte bei seinem Savanarola das son-

derbare Mißverständniß hervor, daß man dieses Gedicht, in welchem sich doch die religiöse Subjectivität mit großer Härte gegen die verweltlichte Kirche empörte, als einen Ausdruck kirchlicher Reaction betrachtete. Wenn er in einem seiner neuern Gedichte sagt:

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren,  
Wenn Du nicht wiederkommst für unsre Nöthen,  
Prophet, hat uns das Völkerleid geschworen,  
Messias, daß Du diesmal kommst zu tödten.  
Sie fingen auf das Blut von Deinen Hüften,  
Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,  
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,  
Sie trank vom Opium in Deinem Grale.

so scheint die Beziehung ziemlich unzweideutig, allein gleich darauf kommt eine Polemik gegen die Nationalisten, die uns wieder irre führt. Es ist offenbar ein Mangel, der zu gleicher Zeit in der Unsicherheit des Gemüths liegt. — Zuweilen greift der Zorn zu Bildern, die geradezu häßlich sind und sich ins Wüste verlitern, z. B.:

Der Bube läßt aufgähren mit Gekreische  
Der niedern Leidenschaften trübe Maische u. s. w.

oder wenn von der Kunst gesagt wird:

Sie trägt den Eimer der verschakten Lumpen,  
Mit Beifallsthränenfluth ihn voll zu pumpen,  
Im Stalle waltet sie, den Freudenfesten  
Der Taumelnden das Vieh heran zu mästen. u. s. w.

Wenn hier die Leidenschaft übertreibt, um sich in Athem zu erhalten, so ist dagegen an einem andern Gedicht zu Ehren des Erzherzog Karl zu bemerken, wie wenig der Dichter geeignet war, aus einem gegebenen positiven Stoff Etwas zu machen, daß er überhaupt nur sprechen konnte, wenn der Sturm des Zornes ihn trieb. — Auch einige Balladen finden sich wieder, wie schon in den frühern Sammlungen, die nach einer weit angelegten Schilderung zuletzt in Nichts auslaufen.

Trotz dieser Ausstellungen ist die vorliegende Sammlung immer ein dankenswerther Beitrag für die Charakteristik des Dichters, dessen großes Talent wir eben so bewundern, wie wir sein unglückseliges Schicksal beklagen. Wir schließen einige Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit seines Dichtens an, die unser erstes, im vorigen Jahre unter dem Eindruck der Nachricht seines Todes geschriebenes Referat ergänzen mögen.

Nimbsch von Strehlenau ist im Jahre 1802 im Banat geboren, hat zuerst Jurisprudenz, dann Medicin studirt. Seine ersten Gedichte wurden von seinem Freunde Gustav Schwab 1832 herausgegeben, in demselben Jahre, wo die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ erschienen. Der Dichter selbst suchte sich

damals in Amerika eine neue Heimath zu gründen, von dem Unmuth über die enttäuschten Hoffnungen des Jahres 1830 aus Europa getrieben. Mit dem Rest des kleinen Vermögens, das er von seinen Großältern geerbt hatte, kaufte er sich einige hundert Morgen Urwalds und verpachtete sie an einen Zimmermann. Es mißglückte ihm aber Alles, und müde kehrte er nach Europa zurück, wo er mittlerweile ein berühmter Mann geworden war. Es folgten nun sein Faust 1836 (gleichzeitig mit dem „Schutt“ von Anastasius Grün), Savanarola 1837, neue Gedichte 1838, die Albigenfer 1841. Er hatte sich gerade verlobt und fing an, auf Lebensglück zu hoffen, als ihn 1844 der Wahnsinn ereilte. Sechs Jahre hat er gelitten.

Die Eigenthümlichkeit seiner Poesien ist zum Theil aus seiner Individualität, zum Theil aus der allgemeinen Richtung der Zeit zu erklären.

Das Charakteristische seiner Individualität ist eine seltene Stärke und Innigkeit des Gefühls, verbunden mit einer unverkennbaren Armuth der geistigen Anschauung. Daraus ist jener ungestüme Drang zu erklären, der sich dem Anschein nach gegen die wirkliche Welt, eigentlich aber gegen das Gefühl der mangelnden Kraft empört und sich niemals befriedigt; daher jene gewaltsame Sprache, die freilich auch einigermassen Provinzialismus ist, jene wilden, zum Theil unheimlichen Bilder, über die sich schon der Schatten einer dunkeln Zukunft breitet, und die uns am Häßlichsten durchfrösteln, wenn sie sich an einen scheinbar heitern Stoff knüpfen; daher jenes ungestüme Springen von einer Empfindung in die andere, jene Hast des Gedankens, die Form und Maß verschmäh't und die doch immer in den Banden einer tiefen Schwermuth bleibt; jene Idee der allgemeinen Richtigkeit, die seit Byron die Lieblingsstimmung fast aller neuern Dichter zu sein pflegt, die aber bei keinem eine so dunkle Färbung der Verzweiflung annimmt, als bei Lenau. Daher auch jene Neigung zu Stoffen und Problemen, die ihm bereits durch frühere Dichtungen vermittelt waren. Berthold Auerbach hat ihn davon abzubringen gesucht und ihn auf die gegenständliche Welt aufmerksam gemacht, er scheint aber darin Lenau's Wesen mißverstanden zu haben, dem es gar nicht auf die Lösung jener Probleme ankam, kaum auf den Inhalt derselben, sondern nur auf die Empfindung, die sie in ihm erregten. Diese ist überall mit großer Energie wiedergegeben, der Inhalt selbst verschwindet dagegen. Nur wenn wir dies im Auge behalten, verstehen wir das Fragmentarische seines Schaffens. Am bezeichnendsten tritt es in den Albigenfern hervor, bei einem eigentlich sehr epischen Stoff, den er aber in eine Reihe lyrischer Empfindungen zerbröckelt. Zuweilen ist die Empfindung edel und selbst groß, z. B. die Scene, in welcher der Tod des Papstes geschildert wird mit einer tragischen Ironie und Härte, die sich den Eingebungen der besten Dichter an die Seite stellen könnte. Eben so der Schluß des ganzen Gedichts, der die einzelne Kezerei zu dem Gedanken des Freiheitskampfes überhaupt verallgemeinert. Dann kommen dazwischen

aber wieder vereinzelte idyllische sentimentale Bilder und Gleichnisse, die mehr eine Caprice als ein wahres Gefühl ausdrücken. Das Herz ist voll, aber die Zunge gelähmt. Wir werden durch die tiefe Schwermuth des Gedichts gerührt, aber wir werden nicht ergriffen, denn es ist in der Production keine Spannkraft; es treten Personen auf, um augenblicklich wieder zu verschwinden, es werden große Entwürfe gemacht und dann wieder fallen gelassen — wir stehen vor einem phantastischen Schattenspiel.

In dem zweiten historischen Stoff, den er behandelt hat, dem Savonarola, würde uns die Inbrunst des Gefühls, die sich diesmal in den concreten Vorstellungen der Religion bewegt und daher verhältnißmäßig einen größern Reichthum von Gedanken entwickelt, noch lebhafter ergreifen, wenn nicht die Eintönigkeit des elegischen Vermaßes uns ermüdete und wenn nicht bei den vielen, zum Theil tiefen Reflexionen dennoch der Mangel an wirklicher Gestaltung unangenehm hervorträte. Was übrigens den Sinn dieses Gedichts betrifft, so ist er nicht blos gegen das neukatholische Heidenthum der Hauptstadt der Christenheit im funfzehnten Jahrhundert und gegen die gemüthlose Scholastik desselben gerichtet, sondern eben so gegen die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts. Dem Anschein nach bekämpft Lenau den weltlichen Sinn derselben, eigentlich haßt er aber an ihr jene bequeme Versöhnung und Befriedigung, die den Schmerz durch Verstandesformeln hinwegläugnen möchte. Sie beantwortet die kühnsten Fragen mit pädagogischer Gemessenheit, während das Herz des Dichters nicht nach der Antwort, sondern nach dem Gefühl der unlöslichen Frage trachtet, weil dieses Gefühl seinem Schmerz erst die Berechtigung giebt. So läßt er in seinem Faust, ganz anders als Goethe, den Helden im Mephisto untergehen. Der Dichter kann nur den Frieden geben, den er selber hat. Lenau's Skepticismus geht nicht aus dem Unglauben des Verstandes hervor, sondern aus dem Zweifel des Herzens. Sein Weltsehmerz ist nicht, wie bei den meisten übrigen Dichtern, ein coquettes Tändeln mit den Problemen der Mode, sondern die Trauer eines edlen Gemüths über seinen eignen Verlust. Daher die schauerlichen Nachtstücke in seinen Gedichten, die in der Natur ein Bild seines eignen Geistes abmalen; daher diese Beklommenheit einer düstern Atmosphäre, die sich auch über die hirt angelegten Landschaftsgemälde breitet; dieses Hineinschauen des Todes und seiner Schreckbilder in das sonst sehr energisch mitgefühlte Naturleben. Am Freiesten sind noch die Schilderungen seiner Heimath, der dunkle Wald, der Magyare auf seinem Ros und der Zigeuner mit der Geige, obgleich uns auch hier schon ein finsterner Zug überall begegnet, der zuweilen in's Barocke und Manierirte streift. Viel kränklicher sind die Darstellungen der amerikanischen Waldeinsamkeit; aus den großartigen Scenen einer wilden Natur schaudert ihm überall das Gespenst der Vergänglichkeit entgegen, und dieser Gedanke verläßt ihn nicht, auch wenn ein ganz bestimmter Gegenstand eine objective Schilderung verlangt.

Diese Stimmung seines Gemüths entsprach der Zeit. Was damals von Talent vorhanden war, trug sich mit ähnlichen Tendenzen. Der maßlose Wissensdrang des Faust und die maßlose Sinnlichkeit des Don Juan, die als eine Doppelnatur zuerst von Gräbe zusammengestellt wurden, eben so der politische Unmuth, der den hochgespannten Erwartungen des Jahres 1830 folgte, die verbannten Polen, die zu einem Trauerlied heruntergekommene Marseillaise u. s. w., das sind die Bilder, in denen sich die damalige Lyrik ausschließlich bewegte. Lenau's Freiheitsgedichte übertreffen an Zorn und an Charakter die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger, obgleich eigentlich das Gemeinleben des Volks nicht das seinige war. Er war Aristokrat wie Lord Byron, nur den Dichtern zugänglich, und den stillsten von ihnen am Zugänglichsten. Sein inniges Verhältniß zu Justinus Kerner, dem einsamen Geisterseher, darf man nicht außer Acht lassen, wenn man sich von ihm ein vollständiges Bild machen will. Er verschmähte eben so den Cynismus Heine's, der sich im Gefühl der allgemeinen Nichtswürdigkeit sättigt, wie das zufriedene Pathos der meisten übrigen Freiheitsfänger, die sich mit ihrer Declamation oder mit ihrer Melancholie ein vollständiges Genüge gethan zu haben glauben. Fragmentarisch wie sein Dichten war sein Leben und Empfinden, und er ist eine von jenen zahlreichen Naturen unseres Vaterlandes, deren Dichtung uns eben so betrübt wie ihr Leben, weil weder das Eine noch das Andere sich zu einem Ganzen abrundete. Das Grauenhafte seines äußerlichen Schicksals giebt bei ihm dieser Trauer einen erschütternden Charakter.

### Die musikalische Saison in Berlin.

Der verflossene Winter gehört in musikalischer Beziehung nicht zu den glänzendsten. Es fehlte ihm ein eigentlicher Mittelpunkt; des Interessanten und Guten wurde zwar Vieles geboten, aber von der Art, daß sich nur ein kleiner Theil des Publicums dafür erwärmte. Andererseits war aber auch die Zersplitterung der Kräfte nicht so groß, wie im Jahre vorher. Ich berichtete Ihnen früher von dem Treiben der sogenannten Bezirks-Concerte. Bei der unglaublichen Masse solcher Concerte, zu denen tüchtige Künstler durch die Last äußerer Beziehungen und Rücksichten fast mit Gewalt herbeigezogen wurden, war die dadurch hervorgerufene Vergendung der Kräfte höchst bedeutend; die Vortheile, die für die Bildung der niedern Volksklassen entstehen konnten, waren mindestens zweifelhaft. Glücklicher Weise hat sich der Sturm der Bezirksconcerte etwas beruhigt; sie existiren noch, aber in weit geringerer Zahl und mit größerer Anspruchslosigkeit. Im Vordergrunde stehen unter ihnen die Concerte des Treu-